

Aus einem frühgermanischen Gräberfelde

Autor(en): **Tschumi, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 46

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie redeten wichtig und über eine Stunde lang darüber, daß der lahme Peter um einen Franken zu teuer verkauft sei und daß man einen Ort finden müsse, wo man nicht überzahle. Dazu rauchten sie stinkigen Tabak und tranken ein Gläschen vom allerbittersten, allerschlechtesten Fusel dazu, so arm waren sie. Und den hatten sie nicht immer.

Zwischen die sieben setzte sich Martin. Und als er sie so weit hatte, daß sie ihm erlaubten, ihnen einen Schnaps zu zahlen, fing er vom Schulhaus an.

Ja, das wüßten sie wohl, daß das eine böse Sache sei. Das Gespenst! Das Gespenst! Der Kapuziner, der vor drei Jahren heraufgekommen sei, habe es beschworen. Es hätte ein paar Monate geholfen, dann sei es wieder munter geworden. Martin antwortete, daß das Gespenst in einem neuen Schulhause nicht mehr spuken könnte, man solle ein neues bauen.

Die Hausväter von Sinn sahen einander an, darauf spuckte einer aus und einer lachte und einer zuckte die Schultern und sagte, sie vermöchten nicht einmal die Nägel an einen Geißenstall, geschweige denn ein neues Schulhaus. Sie seien ja die ärmste Gemeinde im ganzen Land. Es hatte geklungen, als sei der Sinner stolz auf diese Auszeichnung.

Der Staat? Ob der nicht helfen würde?

Nein, die Gemeinden hätten ihre Schulhäuser selber zu bauen.

Die Wohltätigkeit?

Sie hätten es einmal versucht, sagten die Hausväter. Aber es sei bei ein paar Fränkeln geblieben. Sie hätten eben keine Empfehlungen, keine Beziehungen, niemand, der sich ihrer annehme. Sie hätten nicht einmal einen eigenen Pfarrer, müßten zu den Leuten von Maria im Schnee hinüber, nur selten komme einer, um in der Kapelle eine Messe zu lesen. Im Winter sei's ja nicht möglich, da

heraufzudringen, und bis Anfang Juni liege Schnee. Die Toten lägen eingebettet bis zum Frühjahr, da steige ein Kapuziner herauf und segne sie. Nein, die Sinner hätten in der Gotteswelt keinen, der sich um sie kümmere. Und weil sie nun doch einmal von dem allem redeten, so möchten sie gefragt haben, wer denn den Herrn Lehrer da hinaufgewiesen, das gelüste nicht manchen und sie hätten oft lange keinen, der ihre Kinder unterrichte.

Wer? Er hätte in der Lehrerzeitung gelesen, daß Sinn nach einem Schulmeister verlange, und weil er aus der Stadt fort gewollt, je schneller je lieber und je höher dem Himmel zu, je lieber, so habe er sich gemeldet. Die lieben Sinner nickten mit den Köpfen.

„Gut können wir es Euch nicht machen, Herr Lehrer,“ sagten sie. „Am Willen fehlt es nicht. Wir sind eben arme Teufel.“ Martin nickte.

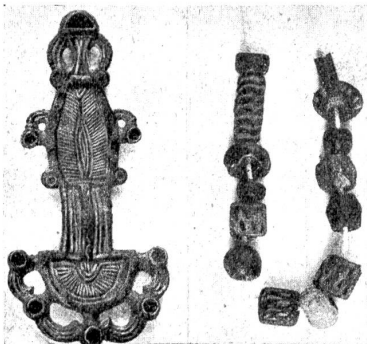
„Ich bin selber nicht reich, sonst baute ich Euch ein anderes Schulhaus, aber . . .“ Martin sann vor sich hin. Er dachte an das viele, viele Geld, das er besessen und das er alles in der Stadt hatte lassen müssen. Die Strafe, die er dem Direktor um seiner Flucht willen zu zahlen gehabt, und die Schulden, die Lis gemacht und die wie Pilze aus der Erde gewachsen. Es waren ihrer ein ganzer Wald gewesen: Beim Pelzhändler, beim Goldschmied, beim Seidenhändler, in den Blumenläden, den Handschuhgeschäften, beim Zuderbäder und vielen andern. Es legte sich schwer auf Martins Brust. Hätte er ausgehalten. Wäre er nicht geflohen vor seinem Schmerz und vor der Fama, die unterwegs war und ihn und seine allerinnersten Angelegenheiten zu zerpfücken gedachte, vor der Bühne, deren Rampenlichter ihm wie Höllefeuer entgegenlohten, hätte er standgehalten und wäre geblieben, so lange als es seine Pflicht war, so könnte er jetzt den Sinnern helfen.

(Fortsetzung folgt.)

== Aus einem frühgermanischen Gräberfelde. ==

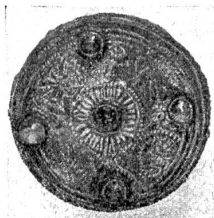
Von D. Tschumi, Bern.

Eine der erfolgreichsten Ausgrabungen, welche das Historische Museum in Bern in den letzten Jahren unternommen hat, bildete diejenige eines frühgermanischen Gräberfeldes bei Bümpliz im Sommer 1916. Bei der



Gotische oder
Strahlenfibel.
(Späte Form.)

Perlen aus Bern-
stein und Pasten.



Scheibefibel.
(Alte Form.)

Ausbeutung der Riesgrube Neuhaus, welche am westlichen Ausgange des Bremgartenwaldes bei Betlehem gelegen

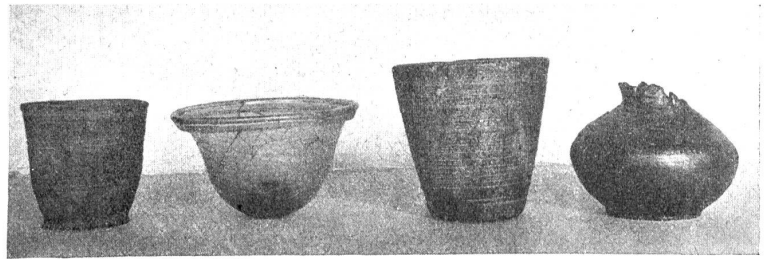
ist, stieß man zuerst auf menschliche Knochen. Der anfängliche Verdacht, es könnte sich hier um den verscharrten Leichnam eines Ermordeten handeln, wurde angesichts des anatomischen Befundes rasch fallen gelassen. Die Organe des Museums vermuteten das Vorhandensein vor- oder frühgeschichtlicher Gräber, und weitere Knochenfunde mit Beigaben bestätigten bald diese Annahme. Die strenge Orientierung der Gräber von O-W, so daß der Kopf im Westen lag und mit Blid gegen die aufgehende Sonne gerichtet war, sowie die Beigabe von typischen Fundstücken bei den Skeletten erhellten das Dunkel, das anfänglich über den Gräbern schwebte. Es waren frühgermanische Gräber aus der Zeit der Völkerwanderung bis ins 8. Jahrhundert nach Christus. Derartige Funde haben immer eine große Bedeutung, weil wir über die frühgermanische Epoche im ganzen wenig unterrichtet sind. Als im 5. Jahrhundert das römische Weltreich unter dem Ansturm der germanischen Völker zusammenstürzte, kamen einzelne Stämme, wie die Franken, sehr bald zu festen Wohnsitzen. Ueber diese weltgeschichtlichen Vorgänge haben wir in den zeitgenössischen Quellen nur dürftige Notizen. Ueber die Kultur dieser germanischen Volksstämme aber ließen sich sehr früh schon die römischen Schriftsteller vernehmen.

Tacitus schildert den entarteten Römern die Germanen als ein unverdorbenes, kräftiges Volk und preist ihre hervorstechendsten Eigenschaften der Treue, Sittenreinheit und Tapferkeit; er idealisiert sie wohl allzusehr. Ein späterer Schriftsteller Ammianus Marcellinus, der die ersten Stürme dieser Völker noch erlebte, wird mit seinen Schilderungen der geschichtlichen Wahrheit wohl näherkommen.

Einen wertvollen Einblick in die Kultur der Germanen verschaffen uns auch ihre Volksrechte. Sie sind zwar meist erst am Ende der frühgermanischen Zeit, im 8. Jahrhundert aufgezeichnet worden, stellen aber zweifellos den Niederschlag alter Gewohnheitsrechte und Gebräuche dar. Die Kenntnis der Germanen beruht zum Teil auf diesen Volksrechten, wie sie in der Lex salica, dem Pactus Alemannorum und der Lex Burgundionum niedergelegt worden sind. Viele der Bestimmungen in den Volksrechten befassen sich mit den Körperverletzungen, die ein alltägliches Vorkommnis gewesen sein müssen. Das Gesetz unterschied ferner zwischen Totschlag und Mord. Aus allen diesen Einzelfällen, die hier nicht erörtert werden können, tritt uns die Wehrhaftigkeit der Germanen deutlich entgegen.

Auch in den Gräbern und damit kommen wir auf eine der wichtigsten Quellen zur Kenntnis der frühgermanischen Kultur zu sprechen, haben wir in den Funden berechtete Zeugen für den kriegerischen Sinn dieser Völker, welche sich mit dem Schwert in der Hand eine neue Heimat erkämpften.

Es soll hier an Hand einiger Funde gezeigt werden, was uns eine Ausgrabung lehren kann. Die Germanen kannten in der spätern Zeit fast ausschließlich die Totenbestattung. In frühern Zeiten aber muß bei ihnen auch noch die Totenverbrennung geübt worden sein, die in den vorgeschichtlichen Zeiten eine so große Rolle spielte und zweifellos mit religiösen Anschauungen zusammenhing. Dies schließen wir aus einer Bestimmung des Kapitulares von Baderborn, das unter Karl dem Großen 785 erlassen wurde. Dort wird die Verbrennung eines Verstorbenen nach heidnischem Brauche mit dem Tode bestraft. Uebrigens konnten die Germanen bei den Römern des 1. Jahrhunderts nach Christus noch die Totenverbrennung neben der Totenbestattung ausgeübt sehen. Das frühgermanische Grab ist äußerlich unsichtbar. Kein Grabhügel wölbt sich über dem Toten, wie sie die Menschen der Bronze- und Hallstattzeit ihren Verstorbenen errichteten. Ihre Aufdeckung verdanken wir daher zumeist dem Zufall. Die Tiefe des Grabes wechselt außerordentlich. Als mittlere Ziffer kann 1 Meter angenommen werden. Dabei ist zu beobachten, daß oft infolge der abtragenden Tätigkeit des Wassers und des intensiven Ackerbaues die Toten nicht mehr in ihrer ursprünglichen Tiefe ruhen. So ergab die Ausgrabung eines kleinen Friedhofes bei Niederwangen (Bern) die merkwürdige Erscheinung, daß die Skelette nur mehr 30 cm tief lagen und eine ganze Anzahl Schädel vom Pfluge des Landmanns durchschnitten worden waren.



Congefäss

Glasbecher

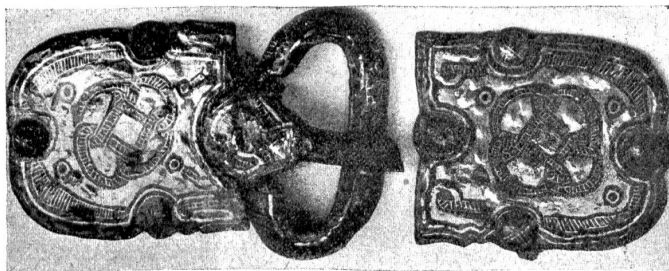
Becher aus Laveststein

Congefäss

die Eisennägel erhalten haben. Statt des Sarges verwendete man oft zwei Langbretter. Das gewöhnliche Grab besteht aber nur aus einer Steinsetzung aus mittelgroßen Feldsteinen, die um den Kopf oder die Füße oder in die Mitte des Grabes gelegt wurden. Gelegentlich wurde der Tote in ein förmliches Steinbett gelegt, das ihn vor dem Erdrucke schützte. In späterer Zeit ging man sogar zum Stein Sarkophag über, der bei uns freilich selten gefunden wird.

Unter den Beigaben in den Gräbern spielen die Waffen eine bedeutsame Rolle. Spärlich kommt das Langschwert, die Spatha, vor. Sie ist zweischneidig, Klinge und Griff durch die Parierstange getrennt. Die häufigste und nicht zu verachtende Waffe ist das Kurzschwert, der sogenannte Skramasax. Es steckte in einer Scheide aus Holz oder Leder, von der sich gelegentlich noch das Bronzebeschläge erhalten hat. Der einschneidige Skramasax mit breitem Rücken war eine gefährliche Waffe. Die auf den Außenflächen auftretenden tiefen Rillen wurden früher als Blutrillen gedeutet, können aber auch bloß Verzierungen gewesen sein. An sonstigen Waffen finden sich neben dem Skramasax das kurze Messer und Pfeilspitzen verschiedener Form aus Eisen; dagegen stößt man in unsern Gräbern selten auf das Wurfbill (Franziska) und die Lanze mit Widerhaken (Angon). Ein bemerkenswertes Vorkommnis ist der Feuerstahl mit beigelegtem Feuersteinspan, der aus der vorgeschichtlichen Zeit übernommen wurde und bis in die neueste Zeit zur raschen Feuererzeugung diente. Der Feuerstein findet sich übrigens in Bümpliz sonst noch in Pfeilspitzen vertreten, wie sie in großer Menge in der neolithischen Zeit im Gebrauche waren. Es zeigte dies, wie sich bewährtes Material im menschlichen Gebrauche Jahrtausende hindurch erhielt.

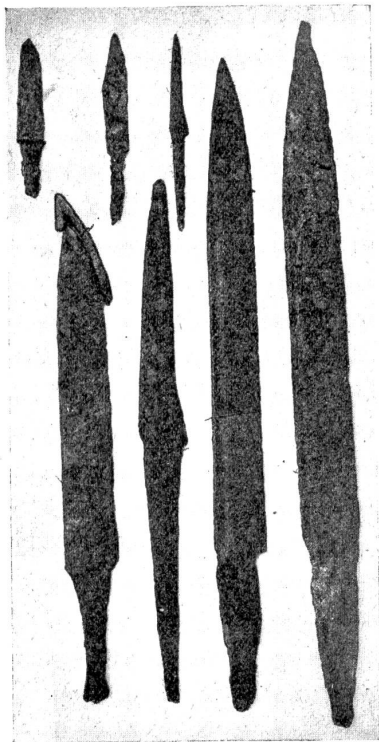
Die übrigen Fundgegenstände fallen hauptsächlich in das Gebiet des Schmudes. Da steht weitaus an erster Stelle die Gürtelschnalle, die in der frühgermanischen Zeit neben der Fibel aufsteht und sie stark in den Hintergrund drängt. Sie wurde an dem Gürtel ungefähr so angebracht, wie die Gürtelschnalle an dem Ledergürtel des Offiziers. Der Gürtel diente nicht nur dem Krieger als Tragriemen für die Waffen, sondern auch den Frauen als Träger ihrer Toilettengegenstände, wie Ohrenlöffel, kleine Zange und Almosentafel. Deswegen kommt die Gürtelschnalle sowohl in Frauen- wie in Männergräbern vor. Neben der gewöhnlichen eisernen Form kommt in Bümpliz die tauschierte Gürtelschnalle in großer Zahl und Verschiedenheit der Verzierung vor. Unter der Tauschierung versteht man die Einlage von Metall in Metall. Insbesondere wurden Silber und Messing in Eisen eingelegt. Die Einlagen wurden dann über das Eisen hinweg gehämmert und so Verzierungen erstellt, deren Schönheit die beigegebenen Abbildungen veranschaulichen können. Neben der Gürtelschnalle sind die frühen Fibeln (Heftnadeln) immer noch im Gebrauche. Sie dienten zum Zusammenheften der faltigen Gewänder und weichen von den vorgeschichtlichen Fibeln ab, indem der Bügel flächenartig gehalten ist und die Nadel darunter verschwindet. Fibeln späterer Zeit sind die Scheibenfibeln, die ein auf Bronze gefaßtes Goldblech mit Halbedelsteinauflagen aufweisen. Sind



Tauschierte Gürtelschnalle.

Die Toten wurden manchmal in eigentlichen Holzfärge bestattet, von denen sich nur eine dunkle Moderspür und

die gotischen oder Strahlenfibeln in jüngerer Zeit zu finden, so gehören die Scheibfibeln zu dem Inventar der Spätern. Unter den Schmucksachen sind die Perlen aus Bernstein



Kurzschwerter — Skramasaxe.

und Pasten zu erwähnen, die namentlich in Frauengräbern auftreten neben dem Haarkamm, den die Frauen in den Haarknoten trugen.

Unter den bemerkenswerten Funden sind noch einige wohlerhaltene Gefäße aus Ton, Glas und Lavezstein zu erwähnen. Gefäße sind in den frühgermanischen Gräbern nur spärlich vertreten aus Gründen, die noch nicht abgeklärt sind.

Als letztes interessantes Fundstück sei eine kleine Bronzewege angeführt, von der sich der Schwebebalgen und ein Wagschälchen mit drei Durchbohrungen erhalten hat. Den Gedanken an ein Kinderspielzeug müssen wir von der Hand weisen und eher an die Wage eines Goldschmiedes denken, dem in den Volksrechten unter den Handwerkern die wichtigste Stellung eingeräumt wird.

Mächte der Revolutionen.

Von Alfred Fankhauser.

Revolution ist beschleunigte Bewegung der Geschichte. Wie ein Bach, gestaut, über sein Wehr stürzt, so stürzt langgehemmte Völkerbewegung plötzlich über ihre Hindernisse. Tausend Kräfte werden lebendig. Sie machen in ihrer Gesamtheit den Geist der Revolution aus. Er ist vieldeutig und unbestimmt. Plötzlich erwacht er und fährt brausend auf wie ein Sturmwind. Maßlose Hoffnung ist sein Hauch, Furcht sein Blick, Schrecken sein Pfad, Enttäuschung seine Spur.

Wenn die Revolution losbricht, sucht sie nach Führern. Und schon lange stehen Führer bereit und bieten sich an. Sie versprechen ein Ziel, sie wissen der Hoffnung einen Namen, sie nennen die Mittel, zum Ziel zu kommen, bezeichnen die Feinde, geben die Kampfparole. Es sind die revolutionären Parteien, die ein Programm aufweisen, die

sich den Verlauf des Aufstandes in den Kopf gesetzt haben, sie stehen bereit, die Regierung zu übernehmen; sie wagen ihre Güter an das Gelingen des Umsturzes, sie beugen seit langem und verheissen Hoffnung. Sie werden hart und unerbittlich vorgehen — nicht Weichlinge stellen sich an die Spitze von Revolutionen. Man schiebt ihnen fälschlicherweise die Schuld an der Revolution zu. Man bildet sich ein, irgendwo nachmittags halb Drei die Unruhen angeordnet zu haben. Fälschlicherweise! Denn Revolutionen macht man nicht auf Verabredung nachmittags um halb Drei.

Fürst Krapotkin*, der russische Anarchist, Mitglied eines vornehmen Hauses und einer revolutionären, extremdemokratischen Gesellschaft zugleich, hat es unternommen, die herkömmliche Auffassung vom einheitlichen Wesen der französischen Revolution zu stürzen und die Strömungen innerhalb der Bewegung zu analysieren. Er will eine Geschichte der Volksrevolution schreiben im Gegensatz der Parlamentsrevolution. Er will zeigen, daß verschiedene Parteien mit sehr ungleichen Zielen von Anfang an tätig waren und um die Führung rangen, Parteien mit verschiedenen mehr oder weniger klar umschriebenen Zielen. In seinen Untersuchungen kommt er dazu, daß eine bürgerliche Revolutionsgruppe der verschiedensten Parteirichtungen mit einem längst fertigen Programm auftrat und der Revolution ihre Führung anbot. Der Partei mit Programm, der organisierten, diente als Werkzeug die revolutionäre Masse des Volkes, das mit ungemessenen Hoffnungen, aber ohne bestimmtes Ziel sich erhob. Man kann Krapotkins Versuchen, Marat rein zu waschen, mißtrauen, man mag mancherorts einer Schlußfolgerung nicht zustimmen, die Feststellung der zwei grundsätzlich verschiedenen Strömungen wird man nicht nur gelten lassen für die französische Revolution, sondern sie allgemein als die zwei Faktoren einer Gesellschaftsumwälzung erkennen.

Die zunehmenden Nebel einer Staats- und Gesellschaftsordnung, durch Jahrzehnte längst theoretisch erforscht, erklärt und bekämpft, haben der geistigen Revolution gerufen. Alle Kreise der denkenden Gesellschaft und der wenig Denkenden kennen das Programm der Abhilfe. Man diskutiert, lobt, verwirft, man debattiert leidenschaftlich. Man rät Reformen an, Jahrzehnte lang. Umsonst, die Zeit der demokratischen Fortentwicklung ist vorbei für den alten, verknöcherten Staat. Er kann nichts Neues mehr in sich aufnehmen. Seine Möglichkeiten sind gering geworden: Zusammensturz oder Wackeln. Nicht mehr Umbau ist möglich. Nur noch Niederreißen und Neuaufbau. So geht die geistige Revolution der Landesintelligenz fast spurlos am Staatsleben vorbei. Die Gesellschaft erwartet den Ausbruch der Krisis und macht sich bereit, wenn alles in Bewegung kommen wird, nach den Rudern des Staatsschiffes zu greifen. So entstehen die revolutionären Parteien mit Programm, die sich zum Führer der Bewegung anbieten, sobald sie einmal losbrechen wird.

Die Revolution selber stammt aus der Tiefe der Volksmasse. „Der große Stumme“ beginnt langsam aufzuhorchen. Sein Glend wird ihm bewußt, und langsam auch, daß es nicht da sein müsse. Auch er träumt von Abhilfe. Einzelne Theorien der Intelligenz werden in verkürzten, halb verstandenen Formen von Mund zu Mund weitergetragen. Was dem denkenden Kopf ein schweres Problem war, das wird in den Seelen der Masse erst zu einem unglaublichen Märchen, plötzlich aber zu einer simplen, selbstverständlichen Wahrheit: Daß geholfen werden könne, sobald nur guter Wille vorhanden sei, daß die Ungerechtigkeiten abgestellt werden könnten, sobald man die Ungerechten dazu zwingen würde. Daß der Himmel auf Erden komme, sobald man den Ueberfluß der Welt an alle gleichmäßig verteilen würde. Daß die Menschen im Grunde gut seien. Nur Ueberfluß oder Mangel machten sie böse. Daß das Reich Gottes

*) Krapotkin: Die französische Revolution. Deutsch von Gustav Landauer.